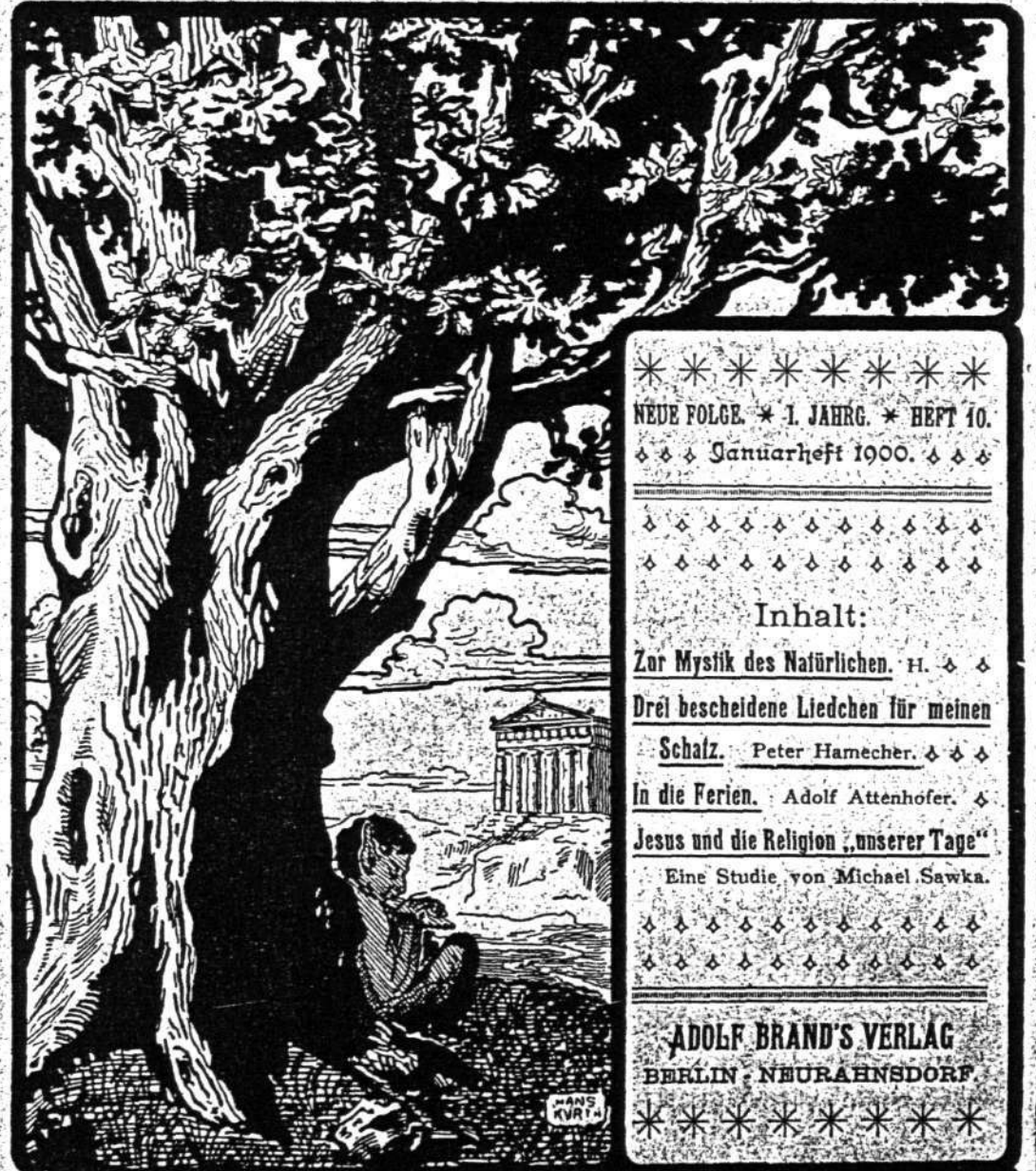


DER EIGENE



* * * * *

NEUE FOLGE * 1. JAHRG. * HEFT 10.

♦ ♦ ♦ Januarheft 1900. ♦ ♦ ♦

♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦
♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

Inhalt:

Zur Mystik des Natürlichen. H. ♦ ♦

Drei bescheidene Liedchen für meinen

Schatz. Peter Hamecher. ♦ ♦ ♦

In die Ferien. Adolf Attenhofer. ♦

Jesus und die Religion „unserer Tage“

Eine Studie von Michael Sawka.

♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦
♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

ADOLF BRAND'S VERLAG
BERLIN · NEURAHNSDORF

* * * * *

HERAUSGEBER ADOLF BRAND

sich mit Händen greifen lässt. Es giebt aber eine Verborgenhheitslehre, weil es ein öffentliches Geheimnis giebt: die erwachsene Natürlichkeit! Nur wenige sind auserlesen, den Sinn der Natur zu deuten und auf ihm sich abzutragen — die meisten haben Ohren, um nichts zu hören, und Augen, um nichts zu sehen, und sind auf das Recht ihrer Beschränktheit versessen wie auf das äusserste Himmelsglück.

*

Ja, diese Nussknackerziffer: die Natur! Einzahl in allem Augenschein! Der Ausgangsfaktor aller sich im Werden zusammensetzenden Rechnungsgrösse! Oder woher würden die Wertunterschiede ihre Vergleichsmöglichkeit nehmen und die sich zu einer anwachsenden Übersicht verarbeitenden Verhältnisschichten ihre verbindende und zwischen den Gegenüberstellungen rangierende Instanz, wenn nicht von einem zu Grunde liegenden Geheimbegriff: dessen ins Unendliche gerückter Durchmesser eben das Verborgene bildet: das grosse „Unbekannte“!

*

Dieses grosse „Es“ — wir alle sind seine Selbstvermittlungsmedien in auf- und absteigenden Gleichniswerten.

*

Die Natur kann sich im Papierdrachen wie in einer algebraischen Idee ihr Vermittelungssymbol nehmen, um gegebene Mehr- oder Minderbeschränkungen in ihre Richtungskette lebendig einzureihen. Darum ist es ebenso falsch von den Pfaffen der Freidenkerei, dem Kindergeiste¹⁾ zuzumuten, dass es Gedanken fliegen lasse, wie es falsch ist, wenn die Pfaffen des Kirchentums dem Erwachsenen zumuten, beim Papierdrachen zu bleiben.

*

Das Leben der Zufälligen ist gemeine Notwendigkeit, das Leben der Unterscheidungsfähigen und daher Wesentlichen ist ideale Notwendigkeit: die Wirkungslinie aus dem Zusammenhang

¹⁾ Die Berücksichtigung der Kindesbedingungen in der Überleitung macht eben das Kind zu seinem eigenen Überwinder — und so hoffen wir auch, dass durch eine erziehungsgemäss natürliche Kultur — nicht aber durch eine entsinnlichende und gewalthätige Unnatur auch die Kindheit der Menschheit — und bei ihr einmal endgiltig — überwunden sein wird!

beider bildet die Figur des in sich unterscheidenden und daher zwischen seinen Ausdrucksgegensätzen rangierenden „Egoismus“ von „Gott“ — d. h. seine alles zur eigenen Richtungsangelegenheit machende Selbstthätigkeit, an der die Einen und die Anderen²⁾ je nach ihren Qualitätsabständen so oder so ihren Anteil haben: entweder im Rückwärtsgewendeten, Widerlichen und Gemeinen — oder im Vorwärtsgekehrten und Reinervermittelten!

*

Die Reinervermittlung des dem Richtungsbegriff alles Selbsttriebs Näherkommenden: und die Vermittlung im Verbrauchsrahmen des von der Naturbedeutung Abgekehrten und darin Selbstwidrigen: bildet das Ensemble im Register der Zweckwege, auf denen eben die in die Mystik der Unermesslichkeit reichende Sinnvölligkeit ihre Giltigkeitsziffer erfüllt!

*

Darum braucht es uns um die Natur nicht bange zu sein, dass sie auf all ihren Umwegen in jene Höhe einlenkt, die sie in unserem Gehirn als das bezeichnet, was sie, als wegweisende Ursache in unserer Taxation, will, um sich mit allem in ihrer erstrebten Ganzbedeutung auszulösen! Was uns betrifft, so helfen wir, soweit wir unsere Idealitätsziffern zur Einrechnung zu bringen vermögen, zur Notwendigkeit des Naturgeschehens, auf die sich eben in der Ereigniskette des historischen Verlaufs jegliches Dasein berufen kann, einen höheren Charakter anzunehmen!

*

Auf was also all das zusammenbezogene Widerspiel der Kräfte hinaus will? Auf die Blüte des Natürlichen und die Fruchtzeit der Zukunft, in der das gemeine Fragment: die alte Borniertheit endgiltig aufgebraucht erscheint, um uns die Arbeitsfernen einer höher stehenden Polarität antreten zu lassen!

*

Was also auch noch für kurz oder lange zum Vorbehalt der Notwendigkeit gehören mag, und was auch noch in diesem über die ungleichsten Vermittlungsbedingungen gehenden Gang

²⁾ Als in sich blinde (zufällige) oder in sich unterscheidungsfähige (ideale) „Egoisten“!

der Dinge an Geduld und Nachsicht eingezahlt werden mag — deshalb keinen Fatalismus! Wenn wir uns rückwärts mit der Abfindungssumme jener Einsicht bezahlt machen können, dass alles, was geschieht, irgendwie ein Unumgängliches ist und so oder so der grossen Richtung dient, so vergessen wir dazu nicht, dass alles sich als Naturauftrag miteinrechnet und zum eigenen Selbstausweis der Natur zählt, was wir mit hineinzugeben wagen in die Kette der Wirkungen — an Anregung und Erweckung — rufen wir alles Beste und Weitesten in uns auf: dass es an sich und sein Bestimmungsrecht glaube, als an eine Vertretung, in der eben das Naturselbst seine überlegenen Inhaltsmasse repräsentiert — und geben wir endlich einmal der Notwendigkeit ihr höheres Niveau; nehmen wir den Zwang von ihr, uns eben als niedriges, unreines Mittel verbrauchen zu müssen; treten wir ihr als intimeres Gleichnis ihrer Offenbarung näher — damit sie sich ihrer eigenen Deckung bewusst wird — machen wir uns in ihrer Hand zu einem direkten Verbrauchswert, damit sie unumständlicher wirke und sich erlöst weiss von jener alten Ordnung, die sich für unseren erweiterten Blick als die „Unordnung“ — einer so sehr rückständlichen Entwicklungsgeschichte erweist! Damit befreien wir das Unendliche in uns mehr und mehr, dass es seine Sichtbarwerdung feiere: denn es wartet auf unser Erwachen!

H.

Drei bescheidene Liedchen für meinen Schatz.

„Angefangen hat — cum grano salis verstanden — jeder als Dilettant, selbst Goethe. Es fragt sich nur: rang er sich in Späterem darüber hinaus oder versagte ihm die Kraft? Mit dem blossen Wollen ist nichts gethan.“

Flaischlen in seiner „Hartleben-Studie“.

5. August 1899.

Wer weiss, wie bald es doch gescheh'n:
Dann ziehen wir einsam die Gassen,
Und die wir jetzt in Liebe geh'n,
Wir müssen uns meiden und hassen.

Und wie das Herz auch zuckt und schreit
Und sich in Schluchzen windet:
Der starre Sinn hält fest am Streit,
Den Thorheit blind entzündet.

Wir liebten uns doch gar so sehr;
Wer weiss, wie bald das endet.
O käme nie der schlimme Tag,
Wo Lieb in Hass sich wendet.

2. September 1899.

Nun hab ich doch den Kuss gewagt, —
Und war zuerst gar arg verzagt,
Bevor ich Deine Lippen fand.
Die Nacht war schwül und sternelos;
Doch strahlte mir so übergross
Das Glück, das uns verband.

Wir standen abends oft allein,
Dann zwang ich mich: „es darf nicht sein!“ —
Wenngleich ich auch vor Durst verging
Und nachts mich wand in Sehnsuchtsqual —
Bis gestern ich zum ersten Mal
An Deinem Halse hing.

Ein Jubel fasst mein Herz. Durchbebt
Von einem Rausche, nie erlebt,
Drängt weit aufatmend Brust an Brust.
Mund wühlt sich wild an Mund in Gier,
In heisser Brunst. — — Ich danke Dir
Für so viel Liebeslust!

21. September 1899.

An mein Herz!

Das ist nun aus!
Versunken ist mein kurzes Glück:
Ein Frühlingstraum zur Winterzeit.
Mein Herz vereist; mein Land beschneit.
Mein armes Herz!
Dein Blüentraum kehrt nie zurück.

Dir lachte einst ein Sonnenschein.
Zwei Augen hold, ein Lippenpaar
Versprachen Dir auf immerdar
Ein Leben voller Sonnenschein.

Der holde Mund küsst mich nicht mehr. — —
Sei still! sei still! das ist nun aus! — —
Die Winternacht rings um mich her.
Einsam verhallt mein Schritt im Haus.

In seinem Herzen thront ein Weib.
Sei still! sei still! einst war er Dein!
Sei still! wer weiss, wie bald sein Herz
Sich wieder wendet heimatwärts,
Um ewig Dein zu sein!

Peter Hamecher.

IN DIE FERIEEN.

Er war ihr einziger Sohn. Seine Gestalt war schwächlich. Rote Locken bekränzten sein Antlitz. Einst war es blühend, rosenwangig gewesen; jetzt lagerte Reif auf den müden, abgespannten Zügen. In der Hand hielt er eine kleine Reisetasche. Dass sie leer, ganz leer war, wusste seine Mutter nicht.

„Leb wohl,“ sagte er kurz und seine klagenden Augen ruhten einen Augenblick fragend, hoffend, zweifelnd auf ihr. Ach, sie verstand ihn ja nicht. Sie meinte es in ihrer Art so gut mit ihm und doch . . . und doch . . . Er liebte sie, weil er sich zwang, sie zu lieben. Einen natürlichen Zug zu ihr hin empfand er ja schon längst nicht mehr.

Sie war über fünfzig Jahre alt. Ziemlich hoch gewachsen, mit ernstesten, strengen Zügen stand sie vor ihm. Ihr Ziel war Glück und als Weg zum Glück kannte sie nur die materielle Befriedigung. Der Drang nach Freiheit, Liebe, Schönheit war ihr unverständlich.

Noch ein letztes Mal ruhte der Blick des Sohnes auf ihr, dann ging er mit leichtem Händedruck. Er wollte zu einem Freunde, der auf Schloss Fremdenberg wohnte, in die Ferien. So hatte er ihr gesagt.

Die Sonne neigte ihre Bahn schon dem Horizonte zu, als er durch die lebhaften Strassen der Stadt dem Bahnhofe entgegen ging. In einzelnen, dunklen Lokalen flimmerten schon die Gasflammen. In der Luft lag ein eigentümliches Summen. Oder schwirrte es nur so in seinem Kopfe? — Er dachte nicht weiter darüber nach. Er war so unsäglich müde. — — — —

Der Zug brauste durch die Dunkelheit hin.
Ratsch . . . ratsch . . . ratsch

Immerzu! Immerzu!

Luft! Ruhe! Schlafen! —

Er fuhr zweiter Klasse. Es sollte nicht wieder vorkommen, sagte er sich. Der Kopf lehnte an die weichen Polster; die Augen schlossen, die Brust hob und senkte sich. Er atmete schwer, langsam, als ob er einer lästigen Pflicht Genüge leiste. Bäume, Wiesen, Getreidefelder, Waldungen flogen vorüber. Hohl rasselte der Zug über eine hohe Eisenbrücke. Darunter ein glänzender, goldener Spiegelstreifen.

Er fand keine Ruhe. Jetzt sah er durchs offene Fenster ein schmales, weisses Band gleichlaufend mit dem Bahndamm den Zug begleiten.

Seine Wangen glühten; Schweiß stand auf seiner Stirne; in ihm wühlte das Fieber. Er sank in die Polster zurück. — —

Ein Jahr früher. Auf eben dieser Strasse eilte ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren dahin. Es war im Hochsommer und noch lag der Tau auf den Gräsern und doch war er schon fünf Stunden unterwegs. Wenn er anhielt, nahm er immer einen zerknitterten Brief hervor, durchlas ihn hastig, ängstlich und eilte dann keuchend weiter. In dem Briefe stand folgendes:

Lieber Robert!

Wie gerne wollte ich, dass ich diesen Brief nie an Dich hätte abgehen lassen müssen! Wie schmerzt es mich, dass ich Dir wehe tun muss. O wären wir doch mit unsrem frühern freundschaftlichen Verhältnis zufrieden gewesen; dann würde uns das Weh, das unsägliche Leid der Trennung erspart geblieben sein! Ja, mein lieber, armer Robert, ich kann Dir nicht mehr angehören. Du weisst ja, dass mein Bruder nie, nie für diese Verbindung war, und Du weisst auch, dass er es ist, dem ich alles, Ausbildung, Erziehung, Nahrung, kurz alles und jedes zu verdanken habe. Mein Vater starb, wie ich ein Kind von zwei Jahren war, und mein Bruder hat seine Stelle in aufopfernder Weise eingenommen. Was für Gründe seine Abneigung gegen Dich hat, weiss ich nicht; er ist ja so verschlossen. Aber das weiss ich, dass ich ihm unsäglich wehe

tun würde, wenn ich Dein Weib zu werden beharrte. Sieh, es ist meine Pflicht, dass ich Dir Dein Wort zurückgebe.

Zürne mir nicht, mein lieber Robert; glaube nicht, dass ich Dich nicht geliebt habe. Du ahnst nicht, wie mir zu Mute, dass mir das Herz brechen will, wie ich dies schreibe.

Ich kann nicht mehr! Lebe wohl!

Emmy.

Er war bewusstlos zusammengebrochen, wie er diese Botschaft empfangen. Was war sie ihm nicht gewesen! Vater, Mutter, Bruder, Schwester, alles fand er in ihr. Aus der Wüste seines Daseins, niemand verstand ihn, hatte sie ihn herausgerissen. Ihr konnte er all sein Fühlen, Denken, Empfinden anvertrauen. Sie war so gut, so edel.

Am Abend hatte er den Brief empfangen. Lange lag er gepeinigt, gequält, ruhelos auf seinem Lager. Kein Schlaf! Es konnte, durfte nicht sein! In ihr sah er ja seine ganze Welt, sein ganzes Selbst, sein ureigenes Ich.

Auf zu ihr! Sie musste ihn hören. Er würde sie erweichen.

Noch standen die Lichtpunkte an dem schwarzen Himmel, als er sich auf den Weg nach W. machte.

Er war am Zusammenbrechen, wie er dort ankam.

Sie wohnte in einem hübschen Häuschen mit grünen Rouleaux und einem kleinen Balkon. Es war ihm, als sähe er ihr liebes Antlitz am Fenster verschwinden, wie er den ängstlichen Blick in die Höhe richtete.

Die Glocke schrillte . . . er ward angemeldet. — — —

„Das Fräulein ist diesen Morgen für ein paar Tage verreist.“

Am späten Abend sank er, droben im Waldchen, auf den rebenbepflanzten Hügel, auf eine Bank. Die Sonne warf ihre letzten Grüsse über die Weite hin und die Fenster des Städtchens zu den Füßen des Einsamen strahlten im goldenen Scheine. Er wusste nicht mehr, wo er den ganzen Tag herumgeirrt war. Sein Kopf brannte und vor den Augen lag grauer, schwerer Nebel. Er war erschöpft. Er versuchte sie zu hassen, zu verachten. Es ging nicht.

Vor seiner Seele stand in strahlender Klarheit ihr liebliches Bild und wenn er es über sich brachte, das Zucken seines Herzens

niederzukämpfen, so musste er sich sagen: „Sie ist gross. Sie ist stärker als du!“

Da beschloss er, auch seine Pflicht zu thun und ihr das Tragen ihres Leides zu erleichtern, dadurch, dass er ihren Weg nicht mehr kreuzte. Er riss ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb mit zitternder Hand die Worte darauf: „Ich bewundere, liebe und verehere Dich! Fahr wohl!“ Dann faltete er das Papier zusammen und verschloss es, um es drunten im Städtchen, das schon in nächtlichem Dunkel lag, der Post zu übergeben. — — — — —

Nachdem er sein Liebstes verloren, hatte die Welt für ihn keinen Reiz mehr. Umsonst suchte ihn sein Freund William bei gelegentlichen Besuchen aufzuheitern, zu trösten, aufzurichten. Er lächelte nur leise zu allen Bemühungen. Der Schmerz über den unersetzlichen Verlust, dazu die Qual des Nichtverstandens von seinen Angehörigen, die ihn nur einen ungenügsamen Sonderling nannten, zerstörten seinen Lebenstrieb. Er ward müde, lebensmüde. Niemand ahnte, dass schon seit Monaten sein Auge sich nicht mehr zum Schläfe geschlossen. Er wurde bleich und bleicher und magerte ab. Bei einem nächtlichen Spaziergange, den er nur in leichter Kleidung unternommen, erkältete er sich. Er fing an zu husten. Was kümmerte ihn das Stechen und Nagen in seiner Brust; es war ihm oft eine Wohltat, liess es ihn doch eher vergessen, was er genossen, was hinter ihm lag.

Bis vor ein paar Wochen hatte er eifrig studiert. Nicht weil ihm am Studium viel gelegen war; er hatte ja kein Ziel und keinen Zweck mehr, — sondern um sich zu zerstreuen. Jetzt war seine Kraft zu Ende und er gedachte die Ferien anzutreten.

Die Ferien. — — — — —

Schon eine Stunde war er unterwegs. Er musste bald am Ziele sein. Der bleiche Glanz des Mondes quälte ihn. Er schloss das Fenster, zog den Vorhang und schloss wieder die Augen.

Vorwärts!

Die Maschine fauchte und zischte, die Wagen rasselten; er hörte es nicht. Ihm war schwerer ums Herz denn je und doch war es ihm, als spiele Freude, Hoffnung durch das Bangen in seiner Brust.

Wie der Schaffner seine Karte durchlochte, schüttelte er bedenklich den Kopf beim Anblick des Reisenden, dessen rote Locken wirr ums Haupt wallten und unter dessen Brauen hervor zwei unstätte, flackernde Augen brannten. An der nächsten Haltestelle hätte er den Zug zu verlassen, teilte er dem Fiebernden mit. — — — — —

Es war neun Uhr, als Robert seine Fussreise nach der Wohnung seines Freundes antrat. Der Weg führte grösstenteils durch Wald. Am Himmel eilten Wolkenfetzen dem Monde vorbei. Durchs Gehölz stöhnte ein schwüler Wind.

Robert strich sich mit der Hand über die Augen. Er träumte wohl im Gehen. Immer sah er zwischen den Stämmen etwas Weisses hervortreten, das ihm zu winken schien und doch empfand er keine Furcht. Ihm war, als müsse er die Erscheinung kennen, als gehöre er zu ihr, und leise winkte er ihr wieder zu, sprach fast unbewusst: „Auf Wiedersehen!“ — — — — —

Von Emmy hatte er lange nichts mehr vernommen; dann war die Nachricht zu ihm gedrungen, dass sie erkrankt sei. —

In den tief herabhängenden Zweigen der schwarzen Tannen raschelte es. Am Himmel jagte der Wind, der sich immer stärker erhob, grosse schwarze Wolkenknäuel vorüber. In der Ferne grollte es dumpf und mürrisch und in kurzen Zwischenräumen lohte es hell auf am Horizonte. Ein Gewitter nahte.

Robert eilte so rasch es seine Kräfte erlaubten. In seiner Brust kochte und brodelte es zu merkwürdig. Von seinem Antlitze rann der Schweiß in grossen Tropfen und doch überflog ihn ein heftiges Frostgefühl.

Da quoll es zwischen seine Lippen. Er wischte sich den Mund mit seinem weissen Taschentuche. — — — — —

Die hellen Schläge des eisernen Klopfers klangen durch die Hallen des Schlosses Fremdenberg. —

„Robert, du? Zu der Stunde?“

„Ja, William. Ich komme zu dir in die Ferien.“

„Du fieberst,“ sagte William, der die Hand seines Freundes ergriffen und ihn ins Wohnzimmer geführt hatte.

und seine Freuden, seine Freunde und seine Feinde, seine Kämpfe und seine Versuchungen ganz wie wir. Es steht ausdrücklich geschrieben: „Der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde . . .“ Inmitten einer fröhlichen Hochzeitsgesellschaft, im Kreise der Zöllner und Sünder, bei seinen Freunden in Bethanien sehen wir ihn, den wahren Menschen. Und den tiefsten und wohl ergreifendsten Blick in seine wahre, wirkliche Menschennatur thun wir im Garten von Gethsemane. Hier liegt er zitternd und zagend im Gebet, und drei seiner Jünger müssen ihm zum Troste mit ihm wachen und ihn mit ihrer Fürbitte unterstützen. Er litt und starb. Von ihm gilt fürwahr das Wort: Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd! Die wahre menschliche Natur Jesu Christi erkennen und uns ihrer immer lebendiger bewusst werden, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Christentums, die wahre menschliche Natur Christi eine der grundlegenden Wahrheiten des christlichen Glaubens. Haben wir nicht klar erkannt, dass Christus ein Mensch war wie wir, so bleibt er uns immer fern, seine Person und sein Werk uns immer unverständlich und niemals vermag er uns ein Vorbild zu sein.⁵⁾

⁵⁾ Ohne uns jedoch mit den in dem Büchlein niedergelegten weiteren Ansichten zu identifizieren, denn es fällt schwer, den Gedankensprüngen des Verfassers zu folgen, wenn er zum Beispiel schreibt: „Unserem Begreifen sind Grenzen gesetzt vor allem auf dem sittlichen (?) und religiösen Gebiete; was jenseits der Grenzen liegt, kann nicht verstandesmäßig erkannt, sondern muss geglaubt und innerlich erfahren werden,“ und weiter: „Aber Jesus ist nicht nur ein Mensch, er ist auch wahr und wahrhaftig Gott. In seiner heiligen Person ist die menschliche und göttliche Natur in alle Ewigkeit vereinigt. Seine wahre Gottheit bezeugt er zunächst selbst. In der entscheidenden Stunde vor dem hohen Räte fragte ihn der Hohepriester: Ich beschwöre dich bei lebendigem Gotte, dass du uns sagst, ob du seist Christus, der Sohn Gottes? Jesus verstand die Frage ganz gut und wusste wohl, dass von seiner Antwort alles für ihn abhing. Der Hohepriester meinte, ob er sich für einen Sohn Gottes halte in dem weiten Sinne, wie wir alle Gottes Kinder sind und wie im Psalm geschrieben stand: „Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten,“ auch nicht wie man heute dem Menschen Jesus göttliche Ideen und Wirkungen zuschreibt. Nein, er fasste diesen Ausdruck ungeschwächt, in seiner tiefsten metaphysischen Bedeutung. Jesus sollte sagen, ob er sich wirklich seinem Wesen nach für Gott erkläre, sich wie kein anderer Mensch Gott gleichstelle.

Sie, die Theologen, die an Äusserlichkeiten hängen, wollen nicht begreifen, dass die bisherige, von den Anhängern Jesu, die sein Erbe übernahmen, entworfene Form der Religion sich überleben musste. Man sah über dem seichten, hohlen Wortschwall den Kern der Lehren nach und nach beinahe für nebensächlich an, gab sich für prunkende, nichtige Äusserlichkeiten so vollständig aus, dass für die wirkliche, innere Religion fast nichts übrig blieb. Das Volk will glauben, aber doch nicht um Himmelswillen das, was die Kannibalen in Australien glauben oder was Prof. Bautz in Münster, Dr. Leistle in Dillingen und viele andere lehren!

Die Weltanschauung der Menschen ist naturgemäss eine andere geworden. Man hat gelernt, dass es eine absolut reine Lehre nicht giebt und dass wir Menschen, sobald es sich um Prinzipien Gottes und der Welt handelt, immer nur auf relative Erkenntnisse angewiesen sind. Absolut ist eben nichts in der Welt, ebenso wie absolute Ziele sich nicht erreichen lassen. Man weiss es, dass der Mensch nach den unabänderlichen Gesetzen der Natur — wie alle lebenden Wesen —, nach Bethätigung seines Daseins vergehen muss, ohne Hoffnung auf ein jenseitiges Leben. Aber wie jede Erkenntnis Opfer kostet, so hat der Mensch auch diese teuer genug erkaufte: mit der Hoffnung, nach seinem Tode für alle Mühsalen, die er im Leben erduldet, im Jenseits entschädigt zu werden!

Das war dann in den Augen seiner Richter die furchtbare Gotteslästerung, die unbedingt den Tod verdiente. Jesus liess sich nicht auf Erklärungen und Abschwächungen ein. Was er jahrelang seinen Freunden und Feinden zu verstehen gegeben hatte, das bekannte er nun frei und offen vor Gericht. Er nahm den Eid des Hohepriesters an und sagte bestimmt und klar: Du sagst es, ich bin's! Damit hat Christus seine wahre göttliche Natur selbst feierlich bezeugt . . . u s. w. Nach Matthäus und Markus hat Jesus die Worte: „Ich bin's!“ nicht gebraucht, sondern er gab zur Antwort: „Du sagst es“. Und wenn dabei das Wort „Du“ betont wird, so erhält die Antwort eine ganz andere Bedeutung. Nur nach Lukas soll Jesus gesagt haben: „Ihr saget es, denn ich bin es“; er gab also zu, ein „Sohn Gottes“ zu sein, aber muss es denn in dem von Dr. Wigand interpretierten Sinne sein? Der Sinn der Worte Jesu ist in seinem „Vater unser, der du bist im Himmel,“ zu suchen. Gott ist unser himmlischer Vater, wir alle sind seine Kinder, und jeder, der an ihn glaubt, ist ein „Sohn Gottes“.

Die Bethätigung wahrhafter Humanität, die sittliche Pflicht niemanden zu verletzen, vielmehr jedem nach Kräften zu helfen, die treue Pflichterfüllung der Welt und sich selbst gegenüber in allen Lagen des Lebens, mag man nun „reich und angesehen“ oder „mühselig und beladen“ sein — das ist die Form der Religion unserer Tage. Und jeder Mensch trachtet, die ihm während seines Lebens beschiedene Aufgabe redlich nach seinen besten Kräften zu erfüllen — deshalb ist kein Mensch ohne Religion! Ausübung der menschlichen und sittlichen Pflichten und Gebote, welche eine Forderung der moralischen Gerechtigkeit ist — diese Religion entspricht auch voll den Grundprinzipien der Lehre Jesu. „Religion war in den Augen des Nazareners die Liebe zum Menschen und der Menschen untereinander.“⁶⁾

⁶⁾ Pfarrer Paul Göhre, der Verfasser des bekannten Buches: „Drei Monate Fabrikarbeiter“, in einer Rede.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur:
Adolf Brand - Neurahnsdorf.

STOEWER'S GREIF



Greif 31a = ca. 11 kg

Schneidigster Halbbrenner am Markt

Greif 36

Hochelegantes Damen-Luxusrad

Greif 23

besonders stabiles Tourenrad

Bernh. Stoeber

Aktien-Gesellschaft

Stettin, ca. 1600 Arbeiter

Stoeber's Nähmaschinen wetteifern in Vorzüglichkeit der Construction mit

Stoeber's Greif-Fahrrädern. * Vertreten auf der Pariser Weltausstellung

— Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. —

MEYERS

Preis jeder Nummer
10
Pfennig.

Auswahl des Besten aus allen Literaturen in treuherziger Bearbeitung und gediegener Ausstattung. Jedes Bändchen bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist geheftet.

Verzeichnisse der bis jetzt erschienenen 1800 Nummern sind durch jede Buchhandlung kostenfrei zu beziehen.

VOLKSBÜCHER

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Aus fremden Zungen



Halbmonatschrift für die moderne
Roman- und Novellenlitteratur des Auslands.

Für den Jahrgang 1900 sind in Aussicht genommen:

Schlaraffenland, neapolitanischer Sittenroman von **Matilde Serao** (aus dem Italienischen),
Der Wettlauf des Lebens, Erzählungen von **Rud. Kipling** (aus dem Englischen),
Ananke, Bitter einer krank gehaltenen Liebe. Von **Wilh. Feldmann** (aus dem Polnischen),
Tine, Roman von **Herman Bang** (aus dem Dänischen) und vieles andere.

„Aus fremden Zungen“ beabsichtigt auch die Fortsetzung der neuen Romanserie

„Die vier Evangelien“ von **Emile Zola**

zu veröffentlichen, deren 1. Teil „Fruchtbarkeit“ im Jahrgang 1899 erschienen ist.

Monatlich erscheinen 2 Hefte. Preis vierteljährlich (6 Hefte) 3 Mark.
von je 42 Seiten. Preis jedes Heftes 50 Pfennig.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probeheft ist
durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.
Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.